

Beatrice Webb (1858–1943)
Meine Lehrjahre – ein Klassiker der englischen
Literatur, ein Klassiker der Sozialforschung*

von Wolf Lepenies

Als im Oktober 1939 Virginia Woolf eine Einladung zum Lunch erhielt, zitterte, wie sie in ihrem Tagebuch notiert, ihre Hand wie Espenlaub, und sie räumte ihr Zimmer auf, um die Fassung wiederzugewinnen. Eingeladen hatte sie eine Achtzigjährige – Beatrice Webb.

Die Briefe, Tagebücher und Memoiren von Leonard und Virginia Woolf vermitteln einen Eindruck von der Wirkung, die Beatrice und Sidney Webb auf die englische Gesellschaft ihrer Zeit ausübten – gerade weil die Woolfs keine unkritischen Bewunderer der Webbs waren, deren persönliche Haltung, soziales Engagement und politische Strategie sie ablehnten. Doch gab es keinen Zweifel an der Intelligenz und Cleverness der Webbs, an der Wirksamkeit ihres erbarmungslosen *common sense* und einer Allwissenheit, die jeden, der sie kennenlernte, die eigenen Unzulänglichkeiten schmerzhaft fühlen ließ.

Selbst in einer an Exzentrikern reichen, an das Ungewöhnliche gewohnten Gesellschaft fiel eine Frau wie Beatrice Webb auf, die mit Hilfe ihres Intellekts, und gestützt auf ein nicht unerhebliches väterliches Vermögen, Karriere machte. Sie, der selbst der große Keynes zu Füßen lag, wurde auch für eine Schriftstellerin wie Virginia Woolf zur Konkurrentin, und wenn Virginia Woolf die Webbs als das blut- und fleischlose Paar beschrieb, konnte sie Neid und Ressentiment gegenüber ihrem Erfolg nur schwer verbergen. Als aber Beatrice Webbs Autobiographie „My Apprenticeship“ erschien, war auch Virginia Woolf hingerissen. Sie fand das Buch spannend, wie sie

am 9. April 1926 an Clive Bell schrieb, und am 11. April notierte sie in ihr Tagebuch:

„Mrs. Webbs Leben bringt mich dazu, es mit meinem zu vergleichen. Der Unterschied liegt darin, daß sie versucht, alle ihre Erfahrungen auf die Geschichte zu beziehen. Sie ist ausgesprochen rational und kohärent. Immer schon hat sie über ihr Leben & die Bedeutung der Welt nachgedacht: tatsächlich beginnt sie damit bereits im Alter von 4 Jahren. Sie hat sich selbst als ein Phänomen studiert. Daher ist ihre Autobiographie Teil der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Sie ist ein Produkt der Wissenschaft & des Verlustes des Glaubens an Gott; der Zeitgeist hat sie abgesondert. Auf alle Fälle glaubt sie, daß es sich so verhält & paßt sich sehr überzeugend und für mich auf sehr interessante Weise in ihre Zeit ein. Sie zapft einen großen Strom von Gedanken an (...).“

Der englische Literaturkritiker F. R. Leavis, zu dessen Stärken ein wohlwollendes Urteil nicht gehörte und der durch seine Auseinandersetzung mit C. P. Snow über die „Zwei Kulturen“ auch einem größeren Publikum außerhalb Englands bekannt wurde, sah in diesem Buch einer Sozialwissenschaftlerin und Sozialistin einen Klassiker der englischen Literatur. Wie für Herbert Spencer war Beatrice Webb für ihn eine zweite George Eliot, die zur „großen Tradition“ der englischen Literatur zählte. Die Lektüre von Beatrice Webb führte ihn zu dem Schluß, daß zu den Qualifikationen künftiger Soziologen und Psychologen auch ein literarisches Training gehören sollte.

Lebenslauf

Beatrice Potter wurde am 2. Januar 1858 geboren. Ihr Vater, Richard Potter, der an der neuen London University sein Examen ablegte, wollte sich ursprünglich, versehen mit einem ausreichenden väterlichen Erbe, als ländlicher Rentier in Herefordshire niederlassen. Nach der Finanzkrise 1847/48 jedoch mußte er anfangen, seinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen; er verlor sein ererbtes Vermögen, doch nur, um – nun mehr auf sich alleine gestellt – ein weit größeres zu machen. Sein Schwiegervater ernannte ihn zu einem der Direktoren der Great Western Railway, außerdem wurde er Teilhaber einer



Beatrice Webb (1858-1943)

Holzfirma in Gloucester, aus deren Erträgen im wesentlichen sein Einkommen floß. Reich wurde er durch den Krimkrieg, als er das englische Kriegsministerium wie den französischen Kaiser dazu überreden konnte, in den russischen Wintermonaten ihre Soldaten in Holzhütten unterzubringen.

In „Meine Lehrjahre“ beschreibt Beatrice die vielfältigen Unternehmungen und Spekulationen, die ihr Vater, angespornt durch 60000 Pfund, die der Krimkrieg seiner Firma eingebracht hatte, unternahm: Dazu gehörte auch das Projekt, mitten durch Syrien einen Konkurrenzkanal zum Suez-Kanal zu ziehen. Dieses Projekt wurde fallengelassen, weil es die Heiligen Stätten unter Wasser gesetzt und man vierzig Jahre gebraucht hätte, um den Kanal zu füllen. Richard Potter, einer der großen Eisenbahnmagnaten des viktorianischen Zeitalters, war ein kapitalistischer Gentleman, an den die Tochter sich stets mit Zärtlichkeit erinnerte, aber er war kein Mann fester Prinzipien und hatte kein auf Überzeugung beruhendes Verantwortungsgefühl für das öffentliche Wohl – zu dessen Ausbildung die Epoche auch wenig geeignet war.

Aber Richard Potter war flexibel und pragmatisch. Als erst einmal das Wahlrecht ausgeweitet worden war, wurde er ein Verfechter proletarischer Erziehung und schockierte seine politischen Freunde mit dem Vorschlag, notfalls müßten sie eben ihre Töchter dazu bringen, die Massen zu erziehen. Potter war ein *homme à femmes* besonderer Prägung: er vergötterte seine Frau und liebte seine neun Töchter; er war, wie Beatrice schrieb, der einzige Mann, den sie kannte, der aufrichtig an die Überlegenheit der Frauen über die Männer glaubte – was paradoxerweise zur Folge hatte, daß am Beginn ihres Erwachsenenlebens seine Töchter Anti-Feministinnen waren. 1880 unterschrieb Beatrice Webb sogar eine Petition gegen die Einführung des Frauenstimmrechts – eine Aktion, die sie später bedauerte und von der sie sich, freilich erst nach zwanzig Jahren, öffentlich distanzierte.

Die Mutter, die neun Mädchen geboren hatte, haßte Frauen; der große Kummer ihres Lebens war, daß ihr einziger Sohn bereits mit drei Jahren gestorben war. Beatrice war zu diesem

Zeitpunkt sieben Jahre alt. Lawrencina Heyworth war die Tochter eines reichen Liverpooleser Kaufmanns, der als Selfmade-man sein Geld gemacht hatte; auch mütterlicherseits wurde der Haushalt der Potters von einer Atmosphäre unbekümmerter Amoralität in Wirtschaftsfragen beherrscht, zu der jene sich berechtigt glaubten, die ihr Vermögen nur sich selbst, nicht anderen verdankten. Die Mutter interessierte sich für Literatur und hatte einen nicht allzu erfolgreichen Roman geschrieben; außerdem war sie eine fanatische Verfechterin des ökonomischen Utilitarismus und eine Anhängerin Herbert Spencers, der zu den Gästen des Hauses Potter zählte, wo man ihn, so der boshafte G.B. Shaw, hielt wie einen Spielzeugelefanten. Sie glaubte ihm jedenfalls mehr als ihr Mann, der mit dem Philosophen lange Spaziergänge machte und auf dessen mit Nachdruck vorgetragene Thesen und Doktrinen in der Regel seelenruhig antwortete: „Won't work, my dear Spencer, won't work.“

Beatrice hatte keine glückliche Kindheit; als zweitjüngste der neun Töchter wurde sie in der Familie weitgehend ignoriert; offenkundig unterschätzte die Mutter ihre Intelligenz. Obwohl es eher bescheiden bei den Potters zugeht, die keineswegs das verschwenderische Leben führten, das sie sich hätten leisten können, bemerkte Beatrice bald, daß die Potters befahlen; es gab niemanden, der *ihnen* sagte, was sie zu tun hatten. Im Winter 1873/74 begleiteten Beatrice und ihre Schwester Kate Richard Potter auf einer Geschäftsreise in die Vereinigten Staaten. Hier begann sie, regelmäßig ein Tagebuch zu führen, das später zur wichtigsten Quelle ihrer autobiographischen Schriften werden sollte.

Lange Zeit wurde Beatrice sich weder in der ländlichen Gesellschaft von Gloucestershire noch während der jährlichen Londoner Saison darüber klar, was sie in ihrem Leben eigentlich tun sollte. Von 1876 bis 1882 verbrachte sie Jahre ohne Verantwortung. 1882 starb ihre Mutter, 1892 der Vater. In diesen zehn Jahren wurde Beatrice Potter zur Sozialforscherin.

Zunächst änderte sich nach dem Tode der Mutter ihre Stellung im Potterschen Haushalt. Sie wurde zur Ratgeberin ihres Vaters und vertrat praktisch Mutterstelle bei der jüngeren

Schwester. Mit immer schärferer Aufmerksamkeit beobachtete sie nun das Leben ihrer eigenen Schicht und wünschte mehr über das Leben und die Arbeit derer zu erfahren, mit denen sie noch kaum in Berührung gekommen war. Die Gelegenheit dazu bot sich bald. Im November 1883 besuchte Beatrice, verkleidet als ‚Miss Jones‘, die angebliche Tochter eines walisischen Farmers, arme Verwandte ihrer Mutter, die in Bacup (Lancashire) in den dortigen Spinnereien arbeiteten. Sie fand den Besuch bewegend und beeindruckend, weniger amüsant und viel informativer, als sie erwartet hatte. Obwohl sie schon im Jahr zuvor in London dem „Charity Organisation Committee“ beigetreten war und Besichtigungen in den Slums von Soho hinter sich hatte, war erst jetzt der erste Schritt zur teilnehmenden Beobachtung und damit zur Sozialforschung getan.

Zum weiteren Familienkreis der Potters gehörte Charles Booth, ein angeheirateter Cousin von Beatrice und ehemaliger Liverpooler Reeder, der von 1886 an über siebzehn Jahre lang und weitgehend auf eigene Kosten eine der folgenreichsten und monumentalsten Enquêtes der jungen Sozialforschung unternahm: „Life and Labour of the People of London“ (1902 bis 1903) – eine „Arithmetik des Jammers“, die den Leser heute noch beeindruckt. Beatrice wurde eine Mitarbeiterin Booths; 1887 erschien im Rahmen seiner Untersuchung ihre erste Publikation. Auch begann sie um die gleiche Zeit, als *rent collector* im East End von London zu arbeiten. Die Arbeit fiel ihr schwer, und als 1885 ihr Vater durch einen Schlaganfall gelähmt wurde und ihre kranke Schwester mehr denn je ihrer Hilfe bedurfte, schien es, als sei ihre noch kaum begonnene Karriere schon an ihr Ende gekommen. Dennoch hielt sie durch: Sie bildete sich theoretisch weiter, verfaßte einen Essay über Marx' ökonomische Theorie, der nicht publiziert wurde, und schrieb eine Abhandlung über „Dock Life in East London“, der in „Nineteenth Century“ erschien. Ihre Sozialbeobachtungen setzte sie fort, indem sie sich als Näherin anwerben ließ. Auch darüber veröffentlichte sie einen Artikel, „The Pages of a Workgirl's Diary“ in der gleichen Zeitschrift.

Politisch wurde Beatrice zur Sozialistin; als Forscherin begann sie, mehr und mehr über die Bedingungen und die Möglichkeiten einer Wissenschaft von der Gesellschaft nachzudenken; ihr erstes eigenes großes Projekt sollte eine Untersuchung der englischen Genossenschaftsbewegung sein. 1888 hörte sie zum ersten Mal von der vier Jahre zuvor gegründeten Fabian Society, einer Gruppe junger radikaler Sozialisten, die man eher Reformer hätte nennen sollen, hatten sie doch, wie eines ihrer Mitglieder, G. B. Shaw, sich ausdrückte, „den Barrikaden den Rücken zugekehrt und sich dazu entschlossen, heroische Niederlagen in prosaische Erfolge zu verwandeln“. Ihren Namen hatte sich die Gesellschaft nach Quintus Fabius Maximus gegeben, *qui cunctando restituit rem*, jenem römischen Feldherrn, der abzuwarten verstand, bis die Chance zum sicheren Sieg für ihn herangereift war. Unter den Fabiern ragte Sidney Webb hervor, der, aus kleinen Kreisen stammend, sich durch Stipendien und in harten Auswahlverfahren eine hohe Beamtenposition erworben hatte. Shaw nannte ihn den fähigsten Mann in ganz England. Als Beatrice 1890 zum ersten Male Sidney Webb begegnete, hatte sie eine unglückliche Affäre mit Joseph Chamberlain hinter sich, einem Fabrikanten, der Bürgermeister von Birmingham gewesen war und dem radikalen Flügel der Liberalen Partei seinen Stempel aufdrückte. Im Vergleich zu dem attraktiven Chamberlain erschien Sidney eher abstoßend, doch waren sein enzyklopädisches Wissen, von dem sie Wunderdinge gehört hatte, und sein selbstloses Engagement in sozialen Fragen beeindruckend.

Sidney verliebte sich sofort in Beatrice und warb um sie; sie war abweisend und blieb es für eine lange Zeit. Er drängte sie, wenn sie ihn schon nicht liebte, doch wenigstens zur kollegialen Zusammenarbeit; eins und eins gaben, wenn man sie richtig addierte, nicht zwei, sondern elf. Am 1. Januar 1892 starb Richard Potter; sechs Monate später heirateten Sidney und Beatrice, die ihrem Vater die Verlobung mit einem Sozialisten verschwiegen hatte. Als Herbert Spencer, der Apostel des Individualismus, davon erfuhr, entzog er Beatrice die Bearbei-

tung seines literarischen Nachlasses, die er ihr ursprünglich hatte anvertrauen wollen.

Hier endet „My Apprenticeship“. Die Lehrjahre waren für Beatrice Webb vorüber, und es begann die Partnerschaft mit Sidney Webb. Als dieser 1947 starb – vier Jahre später als Beatrice –, hatten die Webbs mit einer imponierenden Fülle von Publikationen, durch ihr sozialreformerisches Engagement, ihre politische Tätigkeit und ihre Salon-Propaganda unauslöschliche Spuren im öffentlichen Leben Englands und seiner Institutionen hinterlassen. Sie hatten den Kurs der Fabier und der Labour Party mitbestimmt, sie hatten die London School of Economics (1895) und den „New Statesman“ (1913) gegründet und zweimal die Welt bereist. Sidney war Minister in zwei Labour-Kabinetten gewesen und vertrat schließlich als Lord Passmore – Beatrice hatte den entsprechenden Titel abgelehnt – die Arbeiterpartei im Oberhaus. 1932 besuchten sie die UdSSR und wurden zu Ende ihres Lebens Anhänger des Sowjetkommunismus, ein Credo, von dem sie auch die Stalinischen Säuberungen nicht abbringen konnten. Beide sind in der Westminster Abtei begraben.

Von der Philanthropie zur Sozialforschung

Beatrice Webb ging den im 19. Jahrhundert nicht seltenen Weg von der Philanthropie zur Sozialforschung. Als sie ihre armen Verwandten in Bacup besuchte, wurde ihr bewußt, daß es nur ein Mittel gab, um diese Menschen, die einer anderen Klasse angehörten als sie selbst, zu verstehen: Man mußte für einige Zeit „ihren Glauben annehmen und die Dinge im selben Licht sehen wie sie“. Wie sie 1884 in einem Brief schrieb, waren „inadequate thought-out theories“ das gefährlichste aller gesellschaftlichen Gifte; weder konnte man, wie Spencer dies getan hatte, Gesetze aus dem Bereich der Naturwissenschaften einfach auf die Soziologie übertragen, noch gab es eine Chance, die Regelmäßigkeiten des gesellschaftlichen Lebens intuitiv zu erfassen. Solche Gesetze ließen sich nur in mühevoller Ar-

beit mit Hilfe sorgfältig aufbereiteter Daten finden. Am Ende des 19. Jahrhunderts standen nicht einmal die entsprechenden Informationen zur Verfügung; sie mußten erst gesammelt und geordnet werden.

Es gab kein einfaches Rezept, wie die naturwissenschaftlichen Methoden der Datensammlung und Klassifikation auf die Tatbestände des sozialen Lebens angewandt werden konnten. Mühe und Arbeit waren dazu erforderlich, „an interested hard-working life, with just a touch of adventure“, wie es 1885 in einem Brief an den Vater heißt. In Beatrice Webb, die unter einem Decknamen in den Spinnereien von Lancashire und in den Londoner Nähstuben spionierte, steckte ein Detektiv und ein Ethnologe zugleich, wie in so vielen frühen Sozialforschern, deren Ziel die wissenschaftliche Beschreibung der Gesellschaft war; während sie als *rent collector* arbeitete, erschienen ihr die Mieter ihres Bezirks wie die *aborigines* des East End. Das Pathos der teilnehmenden Beobachtung und der Erfahrung aus erster Hand prägt all ihre Schriften – auch die historischen Bücher, bei deren Herstellung die Arbeit im Archiv den Platz der herkömmlichen Feldforschung einnahm. Hierin liegt – neben der materiellen Unabhängigkeit, über welche die Webbs verfügten – auch ein Grund dafür, daß sie von der etablierten Universitätswissenschaft nicht leicht zu beeindrucken waren: Alfred Marshall beispielsweise war Professor in Cambridge, doch fehlten ihm, wie Beatrice bemerkte, jene Erfahrungen des alltäglichen Lebens, die erst den ganzen Menschen ausmachen.

In der Bedeutung, die der eigenen Anschauung, dem Miterleben und dem Mitfühlen zugeschrieben wird, unterscheidet sich vor allem Beatrice Webb von jenen *fact-and-figures men* des 19. Jahrhunderts, deren Glauben, Daten allein könnten die Grundlage von Sozialforschung und Sozialpolitik bilden, als *gradgrindism* bezeichnet worden ist, jene Weltanschauung, die Charles Dickens in seinem Roman „Hard Times“ (1854) in der Person des Mr. Gradgrind dargestellt hat:

„Obwohl Mr. Gradgrind Blaubart nicht ähnelte, war sein Zimmer eine richtige blaue Kammer mit ihrem Übermaß an blue books (...). In dieser

reizenden Behausung wurden die kompliziertesten sozialen Fragen formuliert, exakt berechnet und schließlich gelöst – wenn nur die, die es anging, davon hätten informiert werden können. Als ob ein astronomisches Observatorium ohne ein einziges Fenster gebaut worden wäre, und der Astronom darin das sternreiche Universum lediglich mit der Hilfe von Federhalter, Tinte und Papier arrangieren würde, so hatte Mr. Gradgrind in *seinem* Observatorium (denn es gibt viele davon) es nicht nötig, ein Auge auf die wimmelnden Myriaden menschlicher Wesen um ihn herum zu werfen, sondern konnte über ihr Schicksal auf einer Schiefertafel entscheiden, und alle ihre Tränen mit einem schmutzigen Stück Schwamm abwischen.“

Zeit ihres Lebens hielt Beatrice Webb an der Forderung fest, daß sozialwissenschaftliche Forscher noch andere Tätigkeiten ausüben sollten, um ihnen zu einem gründlichen Einblick in die gesellschaftliche Wirklichkeit zu verhelfen. Als eine Art Labor für soziologische Experimente schien ihr die Verwaltung für diesen Zweck besonders geeignet zu sein.

Gleichzeitig lag ihr wie Sidney Webb daran, den naturwissenschaftlichen Charakter der soziologischen Forschung zu stärken. Beatrice Webb blieb Herbert Spencer immer dankbar dafür, daß er sie gelehrt hatte, soziale Institutionen so zu betrachten, als seien sie Pflanzen oder Tiere, „Dinge, die beobachtet, klassifiziert und erklärt werden konnten und deren Verhalten sich in gewissem Umfang vorhersagen ließ, wenn man genug über sie wußte“, wie es am 9. Dezember 1903 in ihrem Tagebuch heißt. Die vergleichende Physiologie, so notierte sie bereits im September 1883, mußte zur Grundlage einer wissenschaftlichen Soziologie werden. Dementsprechend studierte sie physiologische Lehrbücher, seziierte und mikroskopierte und las John Stuart Mills „Logic“ zur gleichen Zeit.

Als 1895 die London School of Economics gegründet wurde, schien deren Curriculum nicht zuletzt von T. H. Huxley beeinflusst zu sein, der in der jungen Soziologie die Vollendung der naturgeschichtlichen Disziplinen erblickte. Ursprünglich sollten an der LSE Mathematik und Biologie als propädeutische Fächer für den Abschluß in Wirtschaftswissenschaften gelten, doch wurde dieser Plan nie verwirklicht. Auch ein Fach

wie die Meteorologie tauchte nur kurz im Studienplan auf und verschwand dann wieder. Doch Beatrice Webb hielt an ihren ursprünglichen Vorstellungen fest; sie wollte wissen, ob das Studium der sozialen Institutionen so unparteiisch betrieben werden konnte „wie das Studium von Flora und Fauna“. Zur Beantwortung dieser Frage schien ein Verbund der Soziologie mit deskriptiv-naturwissenschaftlichen Fächern besonders sinnvoll zu sein. Eine Zuwendung der Rockefeller-Stiftung führte tatsächlich zu dem Vorschlag, an der LSE ein Department für Sozialbiologie einzurichten. Dieser Plan scheiterte ebenfalls. Seine Verwirklichung wäre im Sinne der Webbs gewesen, die gegen eine Ökonomie als reine Begriffsanalyse und gegen eine Theorie der Politik ihre Vorstellung von den Sozialwissenschaften als denjenigen Disziplinen gesetzt hatten, die sich mit der Sammlung und der Klassifikation sozialer Tatbestände beschäftigten.

Alle Schriften der Webbs durchzieht die Spannung zwischen der Absicht, das Studium der menschlichen Institutionen so wissenschaftlich, das heißt so distanziert wie möglich zu betreiben, und dem Wunsch, die bestehende gesellschaftliche Wirklichkeit zu verändern, das heißt, Institutionen, die auf dem Profitmotiv beruhen, durch solche zu ersetzen, die am Gemeinwohl orientiert sind. Bei den Webbs mischte sich der Glaube an die Notwendigkeit und an die Praktikabilität einer konkreten Wissenschaft von der Gesellschaft auf der Grundlage historischer Forschung, persönlicher Erfahrung und statistischer Überprüfbarkeit mit dem Bewußtsein, zu den Pionieren der Sozialtechnik zu gehören.

Beatrice selbst fand einen naheliegenden Kompromiß, um das emotionale Engagement der frühen Sozialforschung in die Zeit der Sozialtechnik hinüberzuretten. Der Kompromiß lag darin, zwischen der reinen Wissenschaft und ihrer Anwendung scharf zu unterscheiden. Obwohl die Webbs nach ihrer Bekehrung zum Kommunismus den Russen nahelegten, die Verhaltenswissenschaften für ihre politisch-propagandistischen Zwecke zu nutzen, beharrte Beatrice noch 1935, im Jahr, da ihr gemeinsam mit Sidney Webb verfaßtes Buch „Soviet Com-

munism – A New Civilisation?“ erschien, gegenüber einem Besucher aus der UdSSR darauf, daß es keine marxistische, sondern nur eine wissenschaftliche Soziologie gäbe.

Wissenschaftliche Ergebnisse sollten – dies war Beatrice Webbs Überzeugung – in den Dienst einer politischen Sache gestellt werden. Der Erkenntnisgewinn aber wurde dadurch kein kalter, maschinenmäßiger Vorgang. Er war, ganz im Gegenteil, eher ein religiöser Akt. Die Entdeckung von Naturgesetzen war ein Ausdruck der Pietät, eines der Mittel, wodurch sich das Reich Gottes seiner Verwirklichung auf Erden näherbringen ließ. Das wissenschaftliche Tun war sowohl ein intellektueller wie ein moralischer Prozeß; in seiner höchsten Form verlangte es „Mut, Aufrichtigkeit, gute Kameradschaft, die Abwesenheit von Eitelkeit und Boshaftigkeit – oft das Opfer von Ambition, Bequemlichkeit, Gesundheit und manchmal sogar des Lebens“ (Tagebuch, 17. September 1920).

Noch in ihrem Lehrbuch „Methods of Social Study“ (1932) hielten die Webbs daran fest, daß die Soziologie wie Botanik und Zoologie zu den biologischen Disziplinen gehörte; Rikkers und Max Webers Konzeption einer spezifischen Kulturwissenschaft wiesen sie ausdrücklich zurück. Dies aber war kaum mehr als eine theoriepolitische Erklärung. Ihre Studien zur britischen Gewerkschaftsbewegung, zum Genossenschaftswesen und zur Lokalverwaltung zeigen deutlich, daß ihre Soziologie biologisch orientiert nur im metaphorischen Sinn war: sie beschäftigte sich mit der Entstehung, dem Wachstum, der Veränderung und dem Vergehen spezifischer sozialer Institutionen. Beatrice Webb hatte Charles Booth am Ende ihrer gemeinsamen Arbeit kritisiert, weil er der Geschichte sozialer Institutionen nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Da die Webbs sich zur Anwendung ausgefeilter statistischer Methoden nicht befähigt hielten, beobachteten sie Institutionen von nahe oder arbeiteten in ihnen, benutzten die sanfte Kunst des Interviews und trieben ausgedehnte Archiv- und Literaturstudien.

Die Webbs waren keineswegs, wie H. G. Wells behauptete, Realisten im erkenntnistheoretischen Sinn: Kategorien, mit de-

ren Hilfe sie ihre Forschungsgegenstände klassifizierten, waren nicht mehr als Worte für sie. Auch wenn sie Max Webers Charakteristik der Soziologie nicht teilten, betonten sie die Notwendigkeit des mitfühlenden Verstehens in den Sozialwissenschaften und nannten Shakespeare und Goethe als Beispiele dafür, wie weit die Fähigkeit ausgebildet sein konnte, sich in Menschen anderer Herkunft und anderer Klassenzugehörigkeit zu versetzen. In diesem Sinn mußte der kompetente Sozialforscher auch über die Eigenschaften eines Romanciers oder Dramatikers verfügen, und als größtes Hindernis seiner wissenschaftlichen Arbeit konnte sich die unvollkommene Sympathie erweisen, die er für seinen Untersuchungsgegenstand aufbringen mochte.

Eingehend beschrieben die Webbs, was sie die Kunst des Notizen-Machens nannten, wobei sie die Regel aufstellten, daß auf einem Blatt immer nur ein Ereignis zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem Ort notiert werden durfte. Zehntausende solcher Forschungsnotizen stapelten sie in ihrem Londoner Haus in der Grosvenor Road, arrangierten sie und rearrangierten sie, um neue Zusammenhänge in ihrem Material zu entdecken: dies war die ‚little-slips-of-paper-piled-topically-and-write-it-up‘-Methode.

Die Webb-specialty bestand in der zugleich historischen wie analytischen Untersuchung der Lebensgeschichte einer sozialen Institution über drei oder vier Jahrhunderte. Auf Grund der Methoden, die sie dabei benutzten, war es zunächst schwer, Assistenten für die Forschungsarbeit zu gewinnen oder später Studenten dafür zu interessieren: „Wir sind uns darüber im klaren, wie schwierig es ist, Studenten – und insbesondere solche mit einem eher ‚literarischen‘ als ‚wissenschaftlichen‘ Training – davon zu überzeugen, daß gerade durch einen solchen mechanischen Vorgang wie das Mischen von Notizblättern (...) der Forschungsprozeß oft zu fruchtbaren Entdeckungen führt“, heißt es in „Methods of Social Study“.

Auch deshalb versuchten die Webbs, einen Eindruck davon zu vermitteln, welchen Spaß das Sichvergraben in Dokumen-

ten und das Sichten und Sieben des Schrifttums zu einem bestimmten Problem mit sich bringen konnte. Wie der englische Sozialismus vom politischen Kunsthandwerk eines Ruskin und eines Morris geprägt worden war, war der Soziologe vor allem ein intellektueller Handwerker, und die Verknüpfung von Hirn und Hand machte die soziologische Forschung so mitreißend, wie kein Sport oder Spiel es sein konnte:

„Dieses Interesse an der Sozialstruktur wird durch eine aufregende Jagd nach dem menschlichen Faktor belebt; die Entdeckung eines Führers oder der Führer; die sichtbar werdende Hand dieses oder jenes Mannes; das Auftauchen pekuniären Selbstinteresses, persönlicher Ambition oder persönlicher Eitelkeit in trockenen Annalen ebenso wie das einer ausdauernd verfolgten Politik oder eines bestimmten Ideals.“

Die Soziologie war also weit davon entfernt, den Status der Physik oder der Chemie zu erreichen, und sie war auch noch längst keine Biologie – sie entsprach deren literaturnaher Vorform, der Naturgeschichte zur Zeit Cuviers oder Buffons.

Mit dieser handwerkerstolzen Hingabe an den Forschungsprozeß verband sich ein entschiedenes Interesse, Ergebnisse der Forschung in der Praxis zu nutzen; die Sozialforschung war auch eine Art von sozialem Dienst. Die Webbs waren von der Notwendigkeit und der Möglichkeit einer Anwendung der Sozialwissenschaften zutiefst überzeugt; auch daher rührte ihre Hochachtung für Masaryk, den Soziologen und Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik.

So war es nur folgerichtig, daß die Webbs schließlich aus zaudernden Fabiern zu überzeugten Kommunisten und zu Bewunderern der Sowjetunion wurden. In ihren Vorstellungen vom soziologischen Forschungsprozeß und in ihrem Wunsch, Forschungsergebnisse praktisch-politisch zu nutzen, hatten sich immer schon sozialistische Ideale verborgen, und das gigantische Experiment, das die Sowjetunion seit 1917 unternahm, zog in ihnen vielleicht mehr noch die Soziologen als die Sozialisten an.

Soziologie und Sozialismus

In der historischen Skizze, die Sidney Webb für die im politischen Leben Englands so folgenreichen „Fabian Essays in Socialism“ (1889) schrieb, kennzeichnete er die utilitaristische Doktrin als den ‚Protestantismus der Soziologie‘, als die traditionsfeindliche und bilderstürmerische Glaubenshaltung der Gradgrinds, die zuerst von Künstlern, nicht von Wissenschaftlern attackiert wurde. De Quincey und Coleridge, vor allem aber Carlyle und auch Ruskin waren es, die den Kult der Mittelklasse in Frage stellten und Comte, John Stuart Mill, Darwin und Herbert Spencer den Weg bereiteten. Unterdessen war in die Hirne, wenn auch noch nicht in die Bücher selbst, der Professoren der Politischen Ökonomie die Idee von der Gesellschaft als einem Organismus vorge-drun-gen.

Die Entwicklung der modernen Industriegesellschaft erschien in Sidney Webbs Abriss als unaufhaltsame Fortschritts-geschichte: alles in ihr lief auf Verstädterung, Demokratie, das Studium der Politischen Ökonomie und den Sozialismus hin-aus. Die Fabier vertraten einen pragmatischen Sozialismus, der konstitutionelle statt revolutionäre Züge trug; ihr Ziel war es, Verstaatlichungen überall dort einzuführen, wo dies praktika-bel war. Ihre Gegner sprachen maliziös vom Gas-und-Wasser-Sozialismus, doch war den Fabiern selbst diese Bezeichnung nicht unlieb, wollten sie doch in der Tat die Lehrsätze der Ökonomie und ihre kollektivistische Doktrin in die Prosa von Gemeindevertretern und Stadträten übersetzen.

In ihrer tiefverwurzelten Abneigung gegen Theorien vermieden es diese englischen Sozialisten des *Fin de siècle*, sich eingehend mit Marx zu beschäftigen, und wenn sie es taten, geschah es meist in der Absicht, ihn zu widerlegen. Im April 1884 berichtete Sidney Webb in einem Brief an G. B. Shaw von einem Treffen im „Karl Marx Club“, der später den passenderen Namen „Hampstead Historic Society“ an-nahm:

„Du fehltest und wurdest letzten Mittwoch bei Mrs. Wilsons ökonomischer Teegesellschaft vermißt. Wir waren 11, und Du warst der ungläubigste Apostel. Mrs. Wilson (...) trug auf englisch eine höchst ausführliche Analyse des 1. Kapitels von Marx vor, mit der sie Wochen zugebracht haben muß. F. Y. Edgeworth, der den Vorsitz hatte, begann die Diskussion, indem er seine tiefe Verachtung für Karl und alle seine Werke zum Ausdruck brachte; dem Thema überhaupt begegnete er mit wütendem Schnauben, so wie Ricardo einen abweichlerischen Ökonomen seiner Zeit behandelt haben würde (...). Die Gesellschaft war sprachlos vor Erstaunen (...). Ich kam hinzu, und der Rest des Abends war ein wahrer schottischer Volkstanz à deux, bei dem Edgeworth und ich ausgelassen auf dem unglücklichen K. M. herumtrampelten (...). Nun, das ist alles ziemlich demoralisierend, zumindest für mich (...). Solange kein ausnehmend skrupelloser sozialistischer Dialektiker wie Du selbst hier auftauchst, werden wir *Le Capital* innerhalb eines Monats erledigt haben, und man wird uns beim Studium des Ricardoschen Evangeliums finden (...).“

Sidney Webb war in der Tat alles andere als ein Marx-Verehrer; der Kauf des zweiten *Kapital*-Bandes erschien ihm als ausgesprochen schlechte Geldanlage, und Shaw behauptete, Sidney Webb habe den ihm geliehenen Band in einer Stunde überflogen und auf die erwartungsvolle Frage nach seinem Eindruck damit geantwortet, daß er zum ersten Mal Shakespeare – und zwar *Macbeth* – zitierte: „Scotland stands where it did.“

All dies verriet wenig Kenntnis oder gar Verständnis des Marxschen Werkes, und Shaw selbst, der auch in der Fabian Society gegen den Strom schwamm, kam der Quelle der Marxschen Wirkung viel näher, als er erklärte, diese beruhe weniger auf einer vom Kopf auf die Füße gestellten Hegelschen Dialektik als auf der ungeheuren Fakten- und Datenmasse, die Marx sich im Lesesaal des Britischen Museums angeeignet und in seinen Pamphleten und Büchern verarbeitet hatte.

Die Fabier bildeten keine Partei; sie waren Wissenschaftler und Intellektuelle, die auf die Macht der Zahlen und der Worte vertrauten – auf die schwere Artillerie ihrer Bücher, wie Beatrice Webb einmal schrieb. Als sie viele Jahre später in ihrem Tagebuch auf ihr Lebenswerk zurückblickte, stellte sie zufrieden fest, daß Sidney und sie nicht nur Geschichte geschrieben, sondern auch Geschichte gemacht hatten. Trotz ihres direkten

politischen Engagements war es immer ihr vorrangiges Ziel gewesen, die Geschichte dadurch zu beeinflussen, daß man Bücher schrieb. Dem Publikum mußte gezeigt werden, daß zur Reform der Gesellschaft politische Überzeugungen und politisches Engagement allein nicht ausreichten: Harte wissenschaftliche Arbeit, das geduldige Aufspüren und unermüdliche Systematisieren sozialer Tatbestände waren vielmehr die Grundlage jeder vorausschauenden Politik. Empirische Sozialforschung statt soziologischer Theorie, graduelle Verbesserung der konkreten Lebensbedingungen statt revolutionärer Propaganda und Zielsetzung – hierin drückte sich der wissenschaftliche und politische Reformismus der Webbs aus.

Die Fabier waren Theoretiker der Mittelklasse, wovon nicht zuletzt ihr Motto ‚Langsam aber sicher‘ kündete, *clerics* der Arbeiterbewegung, die dieser ihre Hirne zur Verfügung stellten – und daß sie „Nachrichtenoffiziere ohne Armee“ waren, wie G. M. Trevelyan sie einmal nannte, erhöhte nur ihre Manövriertfähigkeit. Die Masse sollte durch eine Elite selbstloser Experten bedient werden, die ihre Macht im geheimen ausübten – doch nicht so geheim, daß diese Machtausübung nicht ihre entsprechende Anerkennung finden konnte.

Methoden wissenschaftlichen Arbeitens bildeten für die Webbs auch die Grundlage ihres politischen Handelns; im Grunde genommen sahen sie zwischen beiden keinen Gegensatz. Ihr oberstes Ziel war es nicht, gedankenlose Individuen in sozialistische Gesellschaften hineinzuzwängen, sondern „aus denkenden Individuen Sozialisten zu machen“ (Tagebuch, 18. April 1896). Dazu entwickelten sie die berüchtigten Techniken des *wire-pulling* und des *permeating*, des Drahtziehens und des Infiltrierens, die zu Bestandteilen des Webb-Mythos wurden. Während Sidney Webb sich vorwiegend mit Forschungsarbeiten beschäftigte und sich dann mehr und mehr auch der praktischen Politik widmete, machte Beatrice ihr Haus zu einem Ort, an dem Sozialabenteuer auf methodischer Grundlage geplant wurden, wofür eine ausgefeilte Technik der Tischordnung die wichtigste Voraussetzung schuf. Freilich waren dabei Enttäuschungen und Fehleinschätzungen nicht

selten. Als sie Balfour zu einem Dinner lud – „at the unemotional dinner table in the tenebrous dining-room of 41 Grosvenor Road“, wie Leonard Woolf in seiner Autobiographie schreibt –, setzte sie ihn neben Charles Booth, doch hatte der englische Premier noch nie von dem Mann gehört, der das Leben der Londoner Arbeiter so detailliert untersucht hatte.

Gewiß waren die Webbs, bevor sie spät in ihrem Leben begannen, Propaganda für den Sowjetkommunismus zu machen, nicht die Fanatiker einer Doktrin. Aber sie waren stets die Fanatiker einer Methode und unerschütterlich in ihrer Überzeugung, eine Politik auf wissenschaftlicher Grundlage treiben zu können. Virginia Woolf kamen sie wie fremdartige Wesen ohne Illusionen, ohne Leidenschaften und ohne Geheimnisse vor – man fühlte sich in ihrer Gegenwart unbehaglich, weil ihr messerscharfer Verstand einem beständig das Ausmaß der eigenen Dummheit vor Augen führte. Sie ähnelten Maschinen. In Wahrheit war vor allem die Sicherheit, die Beatrice Webb ausstrahlte, weit mehr ein Ergebnis der Disziplin als Ausdruck ihrer Konstitution. Dieser Disziplin lag eine scharfe Gefühlskontrolle zugrunde – immer wieder bedroht von dem nur mühsam unterdrückten Wunsch, sich von der Wissenschaft abzuwenden und der Literatur zu widmen.

Wissenschaft und Religion

Als am Ende des Jahres 1912 die Gründung des „New Statesman“ beschlossene Sache war, sah Beatrice Webb nicht nur die britische Arbeiterbewegung, sondern die gesamte Öffentlichkeit in einen Kampf der Worte, Gedanken und Temperamente verstrickt: sollten die Menschen durch das Gefühl oder durch die Vernunft regiert werden? Es war die Frage, die sie seit ihrem ersten Engagement in der Sozialarbeit beschäftigt hatte und die sie bis zu ihrer kommunistischen Bekehrung nicht mehr loslassen sollte.

Während einer Italienreise hatte sie im November 1880 – sie war 22 Jahre alt – eine stille Messe im Petersdom besucht;

schmerzlich war ihr dabei bewußt geworden, daß anscheinend die Tage vorbei waren, an denen sie noch aufrichtig beten konnte. Aber gerade ihr Intellekt, der ihre religiöse Sicherheit erschüttert hatte, führte sie auch zu dem Schluß, daß es hinter den für uns erkennbaren Dingen etwas Absolutes gab, was dem menschlichen Wissen unerreichbar blieb – ein Problem, das auch die Logik eines Herbert Spencer nicht lösen konnte. Sie war davon überzeugt, daß Gefühle der bessere Teil ihres Wesens waren, und sah ihre emotionalen Bedürfnisse eher durch die Religion als durch die Wissenschaft befriedigt. Einer solchen Auffassung war der Zeitgeist nicht günstig. Mehr noch vielleicht als auf dem Kontinent herrschte in England der Wissenschaftskult; Wissenschaftler bildeten die führende Schicht der Intellektuellen und waren die Idole des Tages. Ihr Engagement in der praktischen Sozialarbeit wurde für Beatrice Webb zum wirksamen Mittel, um emotionale Bedürfnisse, philanthropische Neigungen und wissenschaftliche Interessen zugleich zu befriedigen. Oft wirkte auch die physische Anstrengung, die diese Arbeit erforderte, wie eine Narkose, ließ weder Gedanken noch Gefühle zu. Manchmal glaubte sie, die tätige Hilfe für die Armen könne ihr die Religion ersetzen und sie zugleich vor der gefühllosen Analyse bewahren, die in der Wissenschaft verlangt wurde. Sie bewunderte jene Frauen, die mit sicherem Enthusiasmus und ohne theoretisieren zu müssen im Londoner East End mit den Proletariern arbeiteten – eine Tätigkeit, bei der das Gefühl mehr als der Intellekt gefordert war.

Dabei spielte die Tatsache, daß sie eine Frau war, eine entscheidende Rolle. Die Philanthropie vor Ort war eine weibliche Domäne und als solche gesellschaftlich akzeptiert. Anders verhielt es sich mit der Sozialforschung, in der die Frauen freilich aus ihrem minderen Status wiederum Vorteile ziehen konnten: Da man Frauen nicht ernst nahm und auf die *unemancipated females* nicht achtete, war beispielsweise eine teilnehmende Beobachtung oft leichter von Frauen als von Männern durchzuführen. Diese lebensnahe Forschung hatte stets einen Hauch von Abenteuer an sich, doch lag dafür die Gefahr nahe, daß Frauen, die sich damit beschäftigten, als ex-

zentrisch abgetan wurden. Auf der anderen Seite waren jene Vorurteile stark, die die Frauen entweder auf die Pflgetätigkeiten oder auf die Sozialarbeit einschränken wollten und ihnen nur die Behandlung solcher wissenschaftlichen Themen zutrauten, die stark affektbesetzt waren und Frauen unmittelbar etwas angingen. Als sie Alfred Marshall von ihrem Plan erzählte, sich mit dem britischen Genossenschaftswesen zu beschäftigen, war er entschieden dagegen und schlug ihr statt dessen das Thema ‚Frauenarbeit‘ vor. Sie selbst fragte sich oft genug, ob nicht ihre Frauennatur sie zum analytischen Denken untauglich machte.

In der Außendarstellung war Beatrice Webbs Leben der unermüdliche Versuch, solche angeblich konstitutionellen Nachteile, die in Wahrheit doch nur gesellschaftliche Vorurteile waren, zu überwinden. Es gab wenige Männer, die mit der gleichen Entschiedenheit und dem gleichen Enthusiasmus wie sie die Notwendigkeit und die Fruchtbarkeit des *hard thinking* in den Sozialwissenschaften betonten.

Denn die Zeiten waren vorbei, in denen wirksame Sozialreformen von Politikern, Publizisten oder Philanthropen allein durchdacht und verwirklicht werden konnten. Man mußte den Armen nicht nur helfen, sondern ihr Leben studieren, den Ursachen der Armut auf den Grund kommen und dann wirksame Maßnahmen zu ihrer Beseitigung vorschlagen und durchsetzen. Sozialreform und Sozialpolitik mußten eine wissenschaftliche Grundlage erhalten. Gerade weil sie am Ideal der reinen Wissenschaft festhielt, empfand Beatrice Webb ihre Forschertätigkeit als Mission im religiösen Sinne und als ein Tun, das nicht nur ihren Intellekt, sondern auch ihre Gefühle etwas anging, sowenig sie auch die Öffentlichkeit davon merken ließ.

Da die Webbs aus ihrer privilegierten sozialen Stellung die Verpflichtung zu solider Arbeit ableiteten, empfanden sie ihr wissenschaftliches Tun immer auch als Ausdruck ihrer ethischen Überzeugungen, nicht nur als Mittel zur Verwirklichung bestimmter politischer Ziele. Wie tief dabei die Identifikation mit ihrer Arbeit war, zeigt die Tatsache, daß Beatrice, die sich später zweifelnd fragte, ob es richtig gewesen war, kinderlos

zu bleiben, von ihren vier Kindern sprach, wenn sie die London School of Economics, den „Minority Report on the Poor Law“, den „New Statesman“ und „Soviet Communism“ meinte. Die Webbs hatten ihre Zuneigung für sich und ihre ganze emotionale Energie für ihre Arbeit bewahrt.

Eine Art Wissenschaftsreligion zu vertreten hieß aber keineswegs, antireligiös zu sein. Beatrice Webb akzeptierte vielmehr die Religion, weil wissenschaftliche Methoden den Menschen über letzte Werte nicht belehren konnten – erhob die Wissenschaft diesen Anspruch, wurde ihr Bankrott offenbar. Hierin lag der große Fehler des 19. Jahrhunderts. Man mußte einen scharfen Unterschied machen zwischen dem, was man beweisen konnte, und dem, woran man glauben wollte.

Die Spannung zwischen Verstand und Gefühl aber war damit für die große Masse der Menschen noch längst nicht beseitigt. Das wissenschaftliche Zeitalter hatte sie der Religion entfremdet, ohne ihnen einen Ersatz zu bieten, denn die Segnungen der Wissenschaftsreligion konnten nur die genießen, die sie selbst praktizierten, wie Beatrice schon im Oktober 1886 an ihren Vater schrieb:

„Aber man fragt sich, was geschehen wird, wenn die Religiosität der Menschen hier durch die voranschreitende Wissenschaftskultur untergraben wird; denn wenn auch die Genossenschaft und die religiösen Gemeinschaften im Augenblick zusammenarbeiten, wird doch der Säkularismus der Genossenschaft von ernsthaften Kirchgängern halb unbewußt als eine Attraktion, die den Gebetsversammlungen und Bibelstunden Konkurrenz macht, wahrgenommen. Man fragt sich, wo all die *Empfindung* bleiben wird und wo die Fähigkeit zur *moralischen* Selbstbestimmung.“

Es gab für Beatrice Webb einen Wissenschaftler, der bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts diese Probleme erkannt und eine Lösung dafür vorgeschlagen hatte: Auguste Comte. Gerade daß er den Positivismus in eine Religion überführt hatte, zeugte von seiner Weitsicht; sie machte ihn Autoren wie Herbert Spencer überlegen, die vergessen hatten, daß der Mensch religiöse Bedürfnisse hat, die durch den Intellekt und die Wissenschaft allein nicht befriedigt werden können. Beatrice Webb wünschte sich eine Kirche, in der Priester die Riten ihrer Reli-

gion zum Zwecke mentaler Hygiene zelebrierten – je mehr Geheimnisse und Unbestimmtheiten es dabei gab, desto größer würde die erstrebte Wirkung auf die Gläubigen sein. Aber im Laufe der Zeit, als der Verfall des Kapitalismus in den Augen der Webbs unabwendbar wurde und immer näher rückte, als die Labour Party im Parlament scheiterte und die Aussichten täglich geringer wurden, durch *wire-pulling* und *permeating* eine sozialistische Politik durchzusetzen, schwanden auch die Chancen, Comtes Menschheitsreligion als Credo der westlichen Industriegesellschaften verwirklicht zu sehen. Dafür war unterdessen in der Sowjetunion – ohne daß ihre Gründer es geplant hatten – die Kommunistische Partei zu einem religiösen Orden geworden:

„Sie hat die Hl. Schrift, ihre Propheten und ihre kanonisierten Heiligen; sie hat ihren Papst, gestern Lenin und heute Stalin; sie hat ihre Verhaltensregeln und ihre Disziplin; sie hat ihr Glaubensbekenntnis und ihre Inquisition. Bis jetzt hat sie noch keine Riten oder Formen der Verehrung. Wird sie ein Ritual entwickeln – so wie die Anhänger Comtes dies taten?“ (Tagebuch, 14. Mai 1932)

Zu einer Zeit, da Scharen europäischer Intellektueller als Kommunisten Moskau besuchten, um als Gegner des Sozialismus heimzukehren, brachen auch die Webbs zu ihrer Pilgerfahrt in die UdSSR auf. Als gute Wissenschaftler unternahmen sie diese Reise nicht, ohne zuvor Hypothesen über die sowjetische Verfassung zu formulieren, die sie dann vor Ort überprüfen wollten. Dazu gehörte die Vermutung, daß die Kommunistische Partei die gleichen Zwecke wie die Comtesche Religion verfolgte und einem Orden ähnelte. Die Webbs wußten im voraus, daß diese Hypothese bestätigt werden würde.

Am Beginn ihrer Autobiographie hatte sich Beatrice Webb 1926 zwei Fragen gestellt: Konnte es eine Wissenschaft der Gesellschaft und ihrer Organisationen geben?, und: War die Religion so nötig wie die Wissenschaft, der emotionale Glaube so wichtig wie die intellektuelle Neugier? Die Webbs selbst taten viel, um die Soziologie als Wissenschaft zu festigen, aber sie brauchten darüber hinaus eine Religion. Sie fanden sie im Kommunismus.

Soziologie und Literatur: Die Autobiographie als Kompromiß

Man liest vor allem, um zu lernen; ab und zu ist ein Roman für den Heranwachsenden nützlich, weil er die Einbildungskraft anregt; zuviel aber ist ungesund, denn eine kontinuierliche Romanlektüre zerstört den unverbildeten Geist – diese altklugen Bemerkungen, die aus einem Erziehungsbrevier stammen mochten, machte Beatrice Webb, als sie elf Jahre alt war. Zeit ihres Lebens aber verließ der Wunsch sie nicht, einen Roman zu schreiben, und blieb ein der Öffentlichkeit verborgenes und oft genug unterdrücktes Motiv ihrer sozialwissenschaftlichen Karriere.

In Beatrice Webbs Jugend spielte die Literatur eine bedeutende Rolle. Sie versuchte, Passagen aus dem „Faust“ ihres „lieben Goethe“ zu übersetzen, las den „Wilhelm Meister“ und Ludwig Tieck und fühlte sich selbst zum Schreiben berufen. Mit ihrer Cousine Margaret Harkness, die wenig später ihren Briefpartner Friedrich Engels zu überraschenden literatursoziologischen Bemerkungen motivieren sollte, sprach sie über die Romanautoren des 19. Jahrhunderts, die unübertroffene Einsichten in die menschliche Natur gewonnen hatten. Balzac vor allem war es, der sie anzog, und eine Zeitlang hatte sie den Wunsch, über ihn und seine analytische Fähigkeit zur Gesellschaftsschilderung einen Essay zu schreiben – ein Plan, den sie nicht verwirklichte, weil er ihr zu eitel vorkam. Sie war davon überzeugt, daß Schriftsteller wie Balzac den Humanwissenschaften der Zukunft von größtem Nutzen sein würden – insbesondere der Psychologie, wenn diese erst einmal den Schritt vom Studium der primitiven Psyche zu einer allgemeinen Wissenschaft vom menschlichen Verhalten zurückgelegt haben sollte.

Die Intellektuellen ihrer Zeit teilte Virginia Woolf in zwei Gruppen auf, die *Edwardians* und die *Georgians*. Sie selbst rechnete sich zu den *Georgians*, die an den Wert der Dichtung für den Menschen glaubten – zu den utilitaristisch gesinnten

Edwardians dagegen zählten neben Shaw, Wells, Galsworthy und Arnold Bennett auch die Webbs. Diese Klassifikation mochte stimmen, doch unterschätzte Virginia Woolf, welche große Rolle im Leben und im Werk von Beatrice Webb die Dichtung spielte.

Beatrice Webb war davon überzeugt, auf dem rechten Wege zu sein, wenn sie Herbert Spencer las und Mathematik und Geometrie studierte, aber unsicher, welche Rolle die Literatur in ihrer Ausbildung spielen sollte. Sie verglich sich selbst mit der Rosamund in „Middlemarch“ und war beeindruckt von „Daniel Deronda“, einem Roman, in dem George Eliot den Vorzug der Emotionen vor der kalten Ratio dargestellt hatte. Es kam ihr vor, als lägen dem Verlangen des literarischen Laien, Romane zu schreiben, die gleichen Motive zugrunde wie dem Wunsch des gelehrten Amateurs, sich den Human- oder Sozialwissenschaften zu widmen. Eine gewisse Bequemlichkeit spielte dabei auch eine Rolle: es gab Wissenschaften, deren Studium ebensowenige Vorarbeiten erforderte wie das Schreiben von Romanen. Das war kein treffendes Urteil über Autoren wie Balzac und dessen Arbeitsweise und darüber hinaus ein Zerrbild jener sozialwissenschaftlichen Forschung, wie Beatrice Webb selbst sie später betrieb; in solchen Äußerungen drückte sich der Wunsch aus, literarische Neigungen und wissenschaftliches Interesse miteinander zu verknüpfen.

In den Disziplinen, die auch Beatrice Webb anfänglich noch die *moral sciences* nannte, ließen Wissenschaft und Literatur sich nicht streng voneinander trennen. Hier kam es nicht nur darauf an, was man schrieb, sondern auch darauf, wie man es tat; neben der Forschungs- war die Darstellungsweise von Bedeutung.

Beatrice Webb beneidete jene Autoren, die harte wissenschaftliche Tatsachen in klarer und gefälliger Prosa ausdrücken konnten, und setzte es sich zum Ziel, die Geheimnisse des guten Schreibens zu entdecken. Nachdem sie bereits Erfahrungen in anderen Sozialmilieus als dem ihrer eigenen Familie gesammelt hatte, kam es ihr zwar eigentümlich vor, den Schritt zurück „vom Leben zur Grammatik“ zu tun, doch zwang sie sich zu systematischen Schreibübungen, um ihren Stil geschmeidi-

ger zu machen, und übersetzte zu diesem Zweck Chaucer in modernes Englisch.

Sie klagte über ihre literarische Unfähigkeit, während sie sich zur gleichen Zeit bewußt war, daß die Stärke ihrer Beiträge zur empirischen Sozialforschung auf der Darstellungsseite lag. Mit Charles Booth gestaltete sich die Zusammenarbeit deswegen so erfolgreich, weil er über einen vorsichtigen, abwägenden Intellekt mit Sinn fürs Detail verfügte, während sie in kräftigeren Farben malte, wobei ihr mehr „an der allgemeinen Wirkung des Bildes als an Genauigkeit der Darstellung“ lag.

Die Webbs betrachteten es immer als ein günstiges Vorzeichen ihres gemeinsamen Lebens und Forschens, daß Sidney Webb in seiner Besprechung des ersten Bandes von Booth' Enquête bemerkt hatte, Miss Beatrice Potter sei darin „der einzige Mitarbeiter, der literarisches Talent hat“, während Beatrice nach der Lektüre der „Fabian Essays“ Sidney Webbs Beitrag am bedeutendsten fand, weil sein Autor als einziger über Sinn für Geschichte verfügte.

Es scheint, als ob Beatrice Webb nach dem Erfolg ihres Artikels „Pages of a Workgirl's Diary“ ihr literarisches Talent, das im Erzählen und in der Fähigkeit zur bildhaften Darstellung lag, hoch genug einschätzte, um sich an größere Aufgaben zu wagen. Jedenfalls begann sie mit Auberon Herbert, der sich selbst schriftstellerisch betätigt hatte, die Arbeit an einem utopischen Roman, dessen Titel „Looking Forward“ bereits verriet, daß es sich dabei um ein Gegenstück zu Edward Bellamys „Looking Backward“ handeln sollte.

Letztlich blieb aber ihr Tagebuch der einzige Ort, an dem Beatrice Webb sich diese Abschweifung, das Spiel ihrer Einbildungskraft gestattete. Denn die Wissenschaft mußte der Kunst vorangehen, weil die Kunst nur in der vollendeten Darstellung von Tatsachen bestehen konnte, die die Wissenschaft bereits erkannt hatte. Das Ideal lag darin, Wissenschaft und Kunst miteinander zu verschmelzen.

1894 erschien „The History of Trade Unionism“, Beatrice und Sidney Webbs erstes gemeinsames Buch. Beatrice war mit dieser „Erzählung“ nicht zufrieden, weil es ihr und Sidney

Webb darin nicht gelungen war, Geschichte und Wirkung der Gewerkschaften systematisch darzustellen. Beide begannen sofort mit den Vorarbeiten zu „Industrial Democracy“, wo sie diesen Fehler vermeiden wollten: das neue Buch würde eine klar formulierte, überprüfbare Theorie enthalten.

Aber der Enthusiasmus, in dem die Webbs dieses Projekt in Angriff genommen hatten, schwand bald; Beatrice klagte, daß ihre spirituellen Bedürfnisse nicht befriedigt wurden, und sehnte sich nach anderen und höheren Formen geistiger Tätigkeit, nach Kunst und Literatur. Die Arbeit an dem Buch, das nur langsam Gestalt annahm, war eine entsetzliche Plackerei, weil immer wieder die gleichen Wörter und Sätze darin auftauchten und es nirgendwo eine Möglichkeit gab, sich durch ein Stück Erzählung ein wenig Entlastung von wissenschaftlicher Routine zu verschaffen.

So war es nicht verwunderlich, daß sie erneut mit dem Gedanken spielte, einen Roman zu schreiben, wenn die trockenen Projekte, an denen sie mit Sidney arbeitete, erst einmal abgeschlossen sein würden. Dieser Roman, der *Six Years Hence* heißen sollte, war weniger als Utopie denn als Projektion aktueller gesellschaftlicher Entwicklungsprozesse gedacht, wobei zwei Themen im Mittelpunkt standen: die endgültige Emanzipation der Frau und die Durchsetzung des Kollektivismus als einer Überzeugung, die alle Institutionen prägte. Beatrice wollte endlich einmal ihre imaginativen Fähigkeiten ausspielen können, ohne immerzu auf Tatsachen Rücksicht zu nehmen. Sie war es leid, Myriaden von Fakten und Details in eine lesbare Form zu bringen. Sollte ihr Roman, den sie eines Tages schreiben mußte, zeigen, daß sie kein literarisches Talent besaß, würde sie sich damit abfinden, einen alten Plan wieder aufzunehmen und mit Gleichmut ihre „History of Municipal Institutions“ fertigstellen.

Aber die Gelegenheit, diesen oder einen anderen Roman zu schreiben, kam nie. Kaum hatten Sidney und sie ein Projekt abgeschlossen, waren sie bereits mit einem neuen beschäftigt, und die lange Reihe ihrer historischen Studien zur englischen Lokalverwaltung wollte überhaupt kein Ende nehmen. Die

London School of Economics verlangte ihre Aufmerksamkeit, der „New Statesman“ mußte sich erst noch durchsetzen, Sidney Webb wurde in der Labour Party immer aktiver und schließlich Parlamentsmitglied, und auch Beatrice war in mehreren Kommissionen beschäftigt, gründete den Half-Circle Club für die Ehefrauen der Labour-Politiker und warb für ihre ideologischen Überzeugungen durch Vorträge und Dinnereinladungen, auch wenn ihr Infiltration und Drahtziehen als politische Strategien immer weniger zu taugen schienen. Letztlich war es eine Frage der Disziplin, ihre literarischen Neigungen, die auch Sidney Webb als sentimentale Verirrungen abgetan hatte, zu verbergen und den Wunsch, einen Roman zu schreiben, einzig und allein ihrem Tagebuch anzuvertrauen.

Daß die Webbs kein Interesse an Kunst und Literatur hatten und ihre „soliden, aber unlesbaren“ Bücher, wie Beatrice Webb sie später in „Our Partnership“ (1948) nennen sollte, mechanisch unterschrieben, wenn sie erst einmal genügend Fakten gesammelt hatten, wurde bald zum Bestandteil des Webb-Mythos, den nicht zuletzt Beatrice und Sidney selbst pflegten. Desmond McCarthy, der Theaterkritiker gewesen war, bevor er im „New Statesman“ für Literatur zuständig wurde, erinnerte sich wie selbstverständlich daran, daß er literarische Fragen „nie mit Beatrice und schon gar nicht mit Sidney“ diskutieren konnte. Ironie lag darin, daß Sidney Webb später, als er, durch einen Schlaganfall gelähmt, weder schreiben noch sprechen konnte, pausenlos Romane las – einen pro Tag.

Bernard Shaw, der als Ghostwriter den Webbs lange Zeit half, ihren trockenen Traktaten einen angenehmeren Stil zu verleihen, muß von der Spannung zwischen literarischen Neigungen und Forschungspflichten etwas geahnt haben, die Beatrice Webb innerlich so beschäftigte, und Leonard Woolf durchschaute sie, wenn er zwar von den blinden Flecken ihres Intellekts und ihren fehlenden künstlerischen Fähigkeiten sprach, zugleich aber hervorhob, daß sie die streng unterdrückten Leidenschaften und die Vorstellungskraft eines Künstlers besaß.

Beatrice sah immer deutlicher, daß in der engen Zusammenarbeit mit Sidney Webb auch eine Gefahr für sie lag: auf sich alleine gestellt, wurde sie eine immer bessere Rednerin, während sie als Ko-Autorin allmählich die Kunst des Schreibens verlor. Nie schrieb sie ihren persönlichen Stil, stets nur eine Mischung aus Sidneys Stil und ihrem eigenen. Der Wunsch, endlich wieder ihre „eigenen Wörter und Sätze“ (Tagebuch, 8. Dezember 1913) zu formulieren, wurde stärker. Er wirklichte sich schließlich in ihrer Autobiographie.

Im Januar 1917 machte sie sich daran, aus den Materialien ihres Tagebuches das „Book of My Life“ zu komponieren. Sie wollte lieber aus ihrer persönlichen Erfahrung berichten und ihre Lehrjahre in der Sozialforschung beschreiben, als ein Lehrbuch der Soziologie zu verfassen. Es ist bezeichnend, daß sie in der gleichen Tagebucheintragung vom 17. Mai 1924, in der sie die London School of Economics als größtes und vitalstes Zentrum soziologischer Forschung und Lehre in der ganzen Welt preist, als Kompensation dieses Erfolges ihren Traum von einem friedlichen Autorenleben auf dem Lande beschreibt, „allein mit meinen Gedanken und völlig von dem Bemühen absorbiert, diesen Gedanken – vergangenen und gegenwärtigen – eine attraktive literarische Form zu verleihen“.

Sie ging nun ganz in der Arbeit des schöpferischen Schreibens auf, an der Sidney Webb keinen Anteil hatte – nur als Ratgeber in Stilfragen durfte er sich gelegentlich nützlich machen. Mit einem auch ihr selbst gegenüber seltenen Freimut bekannte Beatrice Webb, daß die konkreten Probleme, die sie so lange Zeit beschäftigt hatten – ob es sich um Gewerkschaften, Kommunalverwaltungen, Genossenschaften oder politische Organisationen handelte -, sie nicht mehr interessierten. Sie wollte weder davon lesen noch darüber schreiben oder daran denken. Was sie interessierte, waren keine gesellschaftlichen Zustände, sondern „Zustände des Geistes“ (Tagebuch, 10. Juli 1924).

So gefangen war sie von ihrem Buch, „diesem Kind meines hohen Alters“ (Tagebuch, 9. Juni 1925), daß sie bezweifelte, ob sie je noch ein anderes würde schreiben können. Nie hatte sie

soviel Angst um eine ihrer Publikationen gehabt, denn Autobiographien und Erinnerungen ähnelten auch darin Romanen, daß sie von den Kritikern als Kunstwerke, nicht als Sachbücher bewertet wurden.

Ursprünglich sollte die Autobiographie *My Craft and My Creed* heißen; in diesem Titel kommt die Spannung zwischen Verstand und Gefühlskultur, zwischen Beatrice Webbs empirischer Forschung und ihren literarischen Neigungen deutlich zum Ausdruck. Sie war davor zurückgeschreckt, ihre Tagebücher zu publizieren – und benutzte sie nunmehr als wichtigste Quelle, als „a gossip with an old friend and confidant“ (Tagebuch, 4. Januar 1933). Als „Meine Lehrjahre“ 1926 erschien, hatte Beatrice Webb bereits fünfzig Jahre lang Tagebuch geführt! Sie vermittelte dem Leser ein Gefühl höchster Authentizität, ohne ihm irgendeine Möglichkeit der Kontrolle zu geben. Heute besitzen wir diese Möglichkeit, denn für den Zeitraum von 1873 bis 1932 liegen die ersten Bände ihrer Tagebücher vor, hervorragend ediert von Norman und Jeanne MacKenzie.

In „Meine Lehrjahre“ stellt Beatrice Webb ihre persönliche Geschichte als die Auseinandersetzung zwischen einem Ich, das bejaht, und einem Ich, das verneint, dar – und reiht sich damit in das Genre jener autobiographischen Schriften ein, das in *Rousseau juge de Jean-Jacques* sein berühmtes Vorbild hat.

Mit sicherem Gespür dramatisiert die Autorin ihr Leben – und nicht zuletzt die Frage ihrer literarischen Berufung. Stärker als es in den Tagebüchern zum Ausdruck kommt, betont sie immer wieder, sie sei ohne jeden literarischen Geschmack geboren worden. Racine und Corneille, die sie lesen mußte, um ihren französischen Stil zu verbessern, lehrten sie nichts über den Menschen und seine Probleme, und ihre Alexandriner kamen ihr nur lächerlich vor; die Gedichte Tennysons, der in England das Idol des Tages war, empfand sie als schlichten Unsinn, und Shakespeare, den ihr Vater bewunderte, langweilte sie. Der Lyrik stand sie besonders skeptisch gegenüber, und da sie Verse nicht begriff, übersetzte sie sie wie ein kleiner weiblicher Bentham in Alltagsprosa – nur, um daraufhin be-

friedigt festzustellen, daß nach einer solchen Operation jede Bedeutung aus ihnen geschwunden war. Goethe allein bildete eine Ausnahme: er beherrschte ihren Geist, und sie fühlte sich ihm verbunden wie einem Freund, bewunderte seinen Erfahrungsreichtum und seine sichere Moralität, seine Verknüpfung von Kunst und Wissenschaft und die selbstbewußte Anwendung beider auf die Führung seines Lebens.

Gerade weil Beatrice Webb in der Autobiographie ihre Poesieblindheit so dramatisch hervorhebt, erscheint ihre spätere Begeisterung für die Literatur und insbesondere für den Roman in einem um so schärferen Licht. Aus der Lektüre ihres eigenen Tagebuches schloß sie, daß sie in ihrer Jugend vermutlich weniger zur empirischen Sozialforschung als zur deskriptiven Psychologie befähigt war, wobei es keine Rolle spielte, ob sie diese Fähigkeit nun besser im Roman oder in der Verhaltensforschung unter Beweis hätte stellen sollen. Als sie die Unzulänglichkeiten der Lehrbuch-Psychologie anprangerte, lobte sie die realitätsaufschließende Kraft der Literatur in Worten, die an Marx und Engels mit ihrer Balzac-Begeisterung und ihrer Schätzung der „glänzenden Bruderschaft der Romanschriftsteller Englands“ erinnerten.

Nie hatte Beatrice Webbs Abneigung der Literatur schlechthin gegolten, es waren stets nur bestimmte Autoren, deren Werk sie als nutzlos empfand. Racine und Corneille lehrten sie nichts, aber neben Voltaire und Diderot gehörten zu den französischen Autoren, die ihr beibrachten, was sie wissen wollte, Balzac, der die „Comédie humaine“ als Fortsetzung der Buffonschen Naturgeschichte ins Menschenreich beschrieben hatte, Flaubert, der bedauerte, kein Wissenschaftler zu sein und der dazu aufrief, „die Tatsachen um ihrer selbst willen zu lieben“, und Zola, der Anhänger der experimentellen Methode. Es waren die *sociological novels*, die Beatrice Webb vor allem schätzte, und so füllt sich in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg ihr Tagebuch mit Hinweisen auf zeitgenössische Autoren, deren Werke genügend soziologische Einsicht verrieten, um ihr Interesse zu erregen. Zu dieser Gruppe von Autoren gehörten John Galsworthy und H. G. Wells, aber

auch Santayana mit seiner ‚poetischen Prosa‘, Romain Rolland, der Autor des „Jean-Christophe“, Aldous Huxley und E. M. Forster, dem Beatrice Webb 1933 den Rat gab, vom Essay wieder zum Roman zurückzukehren, Somerset Maugham, Pearl S. Buck und Theodore Dreiser.

Demgegenüber gab es eine neue Schule von Romanciers, die von Virginia Woolf repräsentiert wurde, Romanciers, die handwerklich zwar äußerst geschickt, doch vor allem clever und preziös waren und jemandem, der sich mit den wirklich drängenden Problemen der Zeit auseinandersetzen wollte, belanglos erscheinen mußten: „Ihre Männer und Frauen interessieren mich nicht – sie scheinen es nicht wert, daß man sie in solchem Detail beschreibt“ (Tagebuch, 5. Februar 1927).

Für Beatrice Webb war die Autobiographie zum Genre des Kompromisses geworden, mit dessen Hilfe sie ihre literarischen und ihre wissenschaftlichen Neigungen miteinander vereinen konnte. Sie plante weitere Bände: „Our Partnership“ erschien posthum 1948; zum dritten Band, der den Arbeitstitel *Our Pilgrimage* trägt, liegen Entwürfe vor.

Beatrice Webb wünschte sich nichts Sehnlischeres, als ein Buch zu schreiben, das auch gelesen wurde. Sie schrieb, allein und zusammen mit Sidney Webb, viele lesbare Bücher. In erster Linie zählt dazu „Meine Lehrjahre“ – ein außergewöhnliches Buch, ein Klassiker der Literatur wie der Sozialforschung.

* Dieser Beitrag erschien in der Originalausgabe als Einleitung zu Beatrice Webbs „Meine Lehrjahre“. Er beruht auf „Der nie geschriebene Roman: Beatrice Webb“, einem Kapitel des Buches von Wolf Lepenies „Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft“, München 1985, S. 129–169.

Beatrice Webb (1858–1943)
Meine Lehrjahre – ein Klassiker der englischen Literatur, ein
Klassiker der Sozialforschung

von Wolf Lepenies

Archive

British Library of Political and Economic Sciences, London School of
Economics:

Passfield Papers, darin:

Tagebücher von Beatrice Webb

Briefe Beatrice und Sidney Webb

Briefe der Familie Richard Potter

Booth Papers, Shaw Collection; Courtney Collection, Lloyd Papers; Citrine
Papers; Pease Papers

Nuffield College, Oxford, Fabian Society Papers

Schriften von Beatrice Webb

Potter, Beatrice

- : A Lady's View of the Unemployed, in: Pall Mall Gazette, 18.2.1886.
- : Pages from a Work-Girl's Diary, in: Nineteenth Century, Sept. 1888.
- : The Dock Life of East London, in: Nineteenth Century, Okt. 1887.
- : The Tailoring in Trade, in: Nineteenth Century, Aug. 1888.
- : Women and the Factory Acts, in: Fabian Tract 67 (1896).
- : A Crusade Against Destitution, 1909.
- : Socialism and the National Minimum, 1910.
- : The Minority Report in its relation to Public Health and the Medical
Profession, 1910.

- : Complete National Provision for Sickness: How to Amend the Insurance Act, 1912.
- : The Wages of Men und Women: Should They Be Equal? 1919.

Webb, Beatrice

- : The Co-operative Movement in Great Britain, London 1891.
- : The Story of the Seaham Miners, London 1919.
- : My Apprenticeship, Cambridge 1926 (dt.: München 1988)
- : Our Partnership, hrsg. von Barbara Drake und Margaret Cole, London 1948.
- : Diaries 1924–1932, hrsg. und mit einer Einleitung von Margaret Cole, London 1956.
- : Diary 1873–1943 (Typoscript auf Mikrofiche), Cambridge 1978.
- : The Diaries of Beatrice Webb, hrsg. von Norman und Jeanne MacKenzie, 4 Bde., London 1982–1985.

Webb, Sidney und Beatrice

- : The History of Trade Unionism, London 1894.
- : Industrial Democracy, London 1897.
- : The Minority Report of the Poor Law Commission, London 1909.
- : English Local Government, 9 Bde., London 1906–1929.
- : A Constitution for the Socialist Commonwealth of Great Britain, London 1920.
- : The Consumer's Co-operative Movement, London 1920.
- : The Decay of Capitalist Civilization, London 1923.
- : Methods of Social Study, London 1932.
- : Soviet Communism: A New Civilization? London 1935.
- : The Truth About Soviet Russia, London 1942.

Schriften über Beatrice Webb

- Caine, Barbara: Beatrice Webb and the 'Woman Question', in: History Workshop Journal Nr. 14 (1982), S. 23–43.
- Cole, G.D.H.: Beatrice Webb as an Economist, in: Cole, Margaret (Hrsg.): The Webbs and Their Work, Sussex 1949, S. 267–282.
- Cole, Margaret: Beatrice Webb, London 1946.
- : The Webbs and Social Theory, in: The British Journal of Sociology 12 (1961), S. 93–105.
- Lepenies, Wolf: Der nie geschriebene Roman: Beatrice Webb, in: Ders.: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, München 1985, S. 129–169.
- Lewis, Jane: Re-reading Beatrice Webb's Diary, in: History Workshop Journal Nr. 16 (1983), S. 143–146.

MacKenzie, Jeanne: *A Victorian Courtship. The Story of Beatrice Potter and Sidney Webb*, London 1979.

Seymour-Jones, Carole: *Beatrice Webb. Woman of Conflict*, London 1992.

Sonstiges

BBC Sound Archives: *Memoires of the Webbs* by Bertrand Russell and John Strachey.